



• Alfred Cordes

brainway

• Roman



edition calamus
Band 9

© Alfred Cordes – 2016
Alle Rechte vorbehalten.
Impressum: www.alfred-cordes.de

Satz & Covergestaltung:
Hinrich van Hülsen – www.leotaurus.de

Cover-Foto:
Johann Geils – www.geils-heim.de

Druck: www.printshop.de

1 Die Erinnerung ist eine eigensinnige Schwester. Man liebt sie ebenso innig wie man sie haßt. Sie führt am Tage ein völlig anderes Leben als zur Nacht, kann sich ungeheuer charmant an unserer Seite bewegen, hüllt sich in tausende von aberwitzigen Verkleidungen, oder sie ist unversehens auf unbestimmte Zeit verschwunden. Aber wir wissen, so oder so, sie existiert immer. Natürlich ist sie unzuverlässig, obwohl sie stets behauptet, genau das Gegenteil zu sein. Man kann sie letztlich auf nichts festlegen, aber man kann ihr auch nicht wirklich böse sein, denn immerhin sie ist von unserem eigenen Blut.

Inwieweit überhaupt kann man Einfluss nehmen auf die Geschehnisse, die in ihrer Summe am Ende das Leben ergeben, das man gelebt hat? Jedes menschliche Bewußtsein ist eine sich forterzählende Geschichtsschreibung, eine Heldenlegende, hilflos ausgeliefert dem Zufall und der vollkommenen Unfähigkeit wahrhaftigen Erinnerns. Es sei denn, die Verzweiflung wäre so tief, daß man sich der Wahrheit annähert. Wobei die Frage bleibt, was die Wahrheit ist. Vielleicht ist es hilfreich, wenn man sich dazu zwingt, seine Geschichte zu erzählen, um sie selbst zu begreifen. Wahrscheinlich aber ist gerade das der Königsweg der Lüge.

Ich weiß es nicht. Aber ich werde es dennoch versuchen.

Denn im Grunde ist es gleichgültig, wo die Wahrheit sich verbirgt, ob in meiner Erinnerung oder in dem, was tatsächlich geschehen sein mag. Mir geht es allein darum, mein wundes Herz zu besänftigen, meine Seele zu reinigen und in meinem strapazierten Kopf ein wenig Ordnung zu schaffen.

Wo soll ich beginnen? Es ist schwierig, wenn nicht unmöglich, zu beurteilen, an welchem Punkt diese Geschichte ihren Anfang genommen hat. Wahrscheinlich ist die Antwort auf diese Frage ebenfalls gleichgültig. Die Geschichte, die ich erzählen will, schwebt in meinem Kopf wie ein fremder Planet, der sich langsam dreht. Es läßt sich kein sinnfälliger Anfang finden, denn wie jeder beliebige Punkt auf der Erde den Mittelpunkt darstellt für den, der eben genau dort steht, so könnte ich die ungeheuerlichen Ereignisse, die mir widerfahren sind, von jedem beliebigen Punkt aus erzählen. Und jede dieser Varianten besäße am Ende ihre eigene Wahrheit.

So werde ich eine gewissermaßen willkürliche Entscheidung treffen, und bevor Bedenken sich einschleichen, das Gift des Zweifels wirksam wird oder das deprimierende Gefühl der Vergeblichkeit Besitz von mir ergreift, beginne ich kurzerhand in der Mitte des Monats Juni. An einem Freitag.



Der Tag, in dessen Folge der routinierte Lauf meines Lebens eine veränderte Richtung, ein ungewohntes Tempo, im Besonderen aber gleichsam eine ungeahnte Tiefe erreichen sollte, war ein Freitag im Juni. Ich war früher als gewöhnlich aufgestanden, das Wetter war frisch und sonnig, ich war in guter Ruhe die Runde um den Boberg gegangen, hatte dem Herrgott in der Ordenskirche, wo eben ein Bruder die Vorbereitungen für die Frühmesse vollzog, für den wunderbaren Morgen gedankt und hatte mich nach dem Frühstück in einer Heiterkeit auf den Weg gemacht, die sich nicht nur aus der Aussicht speiste, daß ich das Wochenende auf meinem Segelboot verbringen würde, vor allem aus der überraschend aufgetretenen und überaus evidenten Zuversicht, die Krankheit, die mich im Frühling überfallen und über viele, bedrückende Wochen gefangen genommen hatte, nun doch überwunden zu haben.

An jenem Freitag also, nach der sechsten Unterrichtsstunde – einem Englisch-Kurs, in dem ich mich mit dem frühen Stück *The Caretaker* des späten Nobelpreisträgers Harold Pinter abgemüht hatte, vor allem aber mit einem Dutzend ahnungsloser, von des Lebens bitteren Lehren bislang absolut verschonter Jugendlicher – machte ich mich auf den Heimweg. Die Zuversicht der Morgenstunde war verfliegen, die frische Luft hatte sich verflüchtigt, und es herrschte ein ungewöhnlich warmes, drückendes Wetter, als ich ins Freie trat. Den Weg zum Lehrerparkplatz nahm ich gemessenen Schrittes, war seit Jahr und Tag gewöhnt, dem inneren Tempo mit dem Verlassen der Schule bewußt einen modifizierten Takt zu geben, sozusagen mit einer Verlangsamung der Fortbewegung jene Schwingungen zu dämpfen, die sich über den Vormittag noch stets zu einer Unruhe addiert hatten, die mich über eine Arbeitswoche nie vollständig verließ. Diese Trennung der Welt des Dienstes von der meines privaten Lebens war mir nicht nur eine eigenartige Routine, sie war mir vielmehr über die Berufsjahre hin ein unentbehrliches Ritual geworden. Zu meiner lebenseigenen Liturgie gehörte gewiss mehr als dieser Augenblick des bewußten Innehaltens, aber die mentale Zäsur zwischen der Öffentlichkeit des Unterrichts und dem restlichen Leben bedeutete mir so etwas wie ein zentrales Motiv täglicher Kontemplation.

Es währte nicht länger als eine einzige langmütige Sekunde.

Den Schlag verspürte ich allerdings stark verzögert, metallisch und laut, dazu ein sprödes Knirschen, als versuchte man, mir mit einer chirurgischen Rettungsschere den Schädel zu öffnen, der wie eine druckempfindliche Frucht im Airbag lag, dem mit einem säuselnden Ton die Luft ausging. Ich hob den Kopf, sah durch die intakte Windschutzscheibe einen blutroten Kleinwagen in den linken Kotflügel verbissen, unter der geknickten Motorhaube meines Wagens stieg Rauch empor, kräuselte sich ein wenig in der Frühlingsluft, um sich alsbald vor der Kulisse des Stadttheaters aufzulösen.

Es brennt, dachte ich und fürchtete für diesen Augenblick der Orientierungslosigkeit, der Zustand, in dem etwas mit mir geschah, auf das ich nicht die Spur eines Einflusses besaß, könnte sich dehnen, über den Tag ausbreiten, auf das Wochenende oder sich gar für den Rest meines Lebens nicht mehr verlieren. Und ich zerbrach mir den Kopf, welchen Fehler ich gemacht haben könnte.

Im Schritttempo war ich die Domsfreiheit hinaufgefahren, weil ich immer schon befürchtet hatte, mit meinem Wagen einen Schüler vom Rad zu stoßen, etwa einen aus der eigenen Klasse, hatte mich oft aus meiner Limousine stürzen, das Unfallopfer mit wirren Worten ansprechen sehen, aber vergeblich, der junge Mensch lag jedes Mal bleich und bewußtlos in meinen Armen, und ich fühlte mich am Ende meiner pädagogischen Bemühungen: den fassungslosen Eltern erklären zu müssen, nicht etwa ein unbegreifliches Schicksal, sondern ich selbst, der ich beauftragt war, ihr Kind zu bilden und zu erziehen, es nicht nur zu einem nützlichen, auch zu einem wertvollen Mitglied der Gesellschaft zu entwickeln, ausgerechnet ich, von dem eine schützende Hand und ein gütiges Herz erwartet werden durfte, hatte die glückliche und erfolgreiche Zukunft des eigenen Schülers mit einem Schlag beendet.

Vermutlich wäre ich noch lange erschrocken und diversen Befürchtungen ausgeliefert am Steuer meines Wagens sitzengeblieben, wenn nicht eine offenbar unabhängige Instanz in meinem Kopf das Wort ergriffen und festgestellt hätte: Clemens, das ist Wasserdampf, es ist lediglich der Kühler gerissen!

Endlich ein klarer Gedanke, dachte ich.

Ebenso klar sah ich jetzt vor Augen, da war kein einziger Schüler gewesen, denn ich war spät aufgebrochen, hatte ohne jede Eile meinen Platz im Lehrerzimmer aufgeräumt, in den Vertretungsplan für die kommende Woche geschaut, mit dem Kollegen Keller über die Klassenarbeit in Deutsch gefachsimpelt, hatte mich im kleinen Innenhof umgeschaut, für eine Weile die Sonnenstrahlen auf meiner Haut zerfließen lassen, ehe ich in den Wagen gestiegen und langsam und vorsichtig aus der Parklücke gefahren war: wie ein Ozeanriese von einer Kaimauer ablegt. Dann hatte ich die verbleibenden Unterrichtstage bis zu den Sommerferien gezählt, und als ich beglückt festgestellt hatte, daß es lediglich dreizehn Tage waren, erinnerte ich mich daran, daß ein Wochenende auf dem Boot vor mir lag. Erst bei der Schwedenstraße hatte ich in den zweiten Gang geschaltet, ehe von dort, wo ich viele tausend Male gefahren bin, hinter einer der bischöflichen Bruchsteinmauern hervor, aus dem Schatten des Stadttheaters, aus der schmalen Zufahrt, die zur Verwaltung und zum Bühneneingang führt, ein blechernes Schicksal gefahren kam und mich mit einem kräftigen Schlag getroffen hatte.

Erst jetzt, da gewiß mehr als eine einzige Sekunde verstrichen war, traten die Bestürzung, die Furcht und die Sorge vor mir auf wie drei unglückselige Schwestern in einer antiken Tragödie, und ihr stiller Choral ließ mich in weiterer Klarheit erkennen, was jetzt folgen würde. Meinen versehrten Kopf würde ich abermals untersuchen lassen müssen, da er in diesem Fall den Schlag nicht von innen, sondern von außen bekommen hatte. Der Wagen war nach langen Jahren schönster Unversehrtheit nun doch verknittert, Verdruss würde es geben und Mühen, ich mußte nun tatsächlich die Polizei herbeirufen, den Wagen in die Werkstatt schaffen, und das Wochenende auf meinem Boot war mir just davongesegelt. Und gegen Ende dieser Bedenken kam es mir vor, als klopfte jemand an das Fenster der Fahrertür.

Ich hob den Blick und nahm die Hand eines Menschen wahr, offensichtlich eine weibliche Hand, die fragend oder abwägend hin und her schwankte. Die Scheibe der Fahrertür läßt sich nicht herunterdrehen, dachte ich, die Tür nicht öffnen, also verließ ich den Wagen über den Beifahrersitz. Dabei macht man eine unglückliche Figur, der Gurt klemmte und meine Beine wollten nicht recht aus dem Fußraum.

Als ich endlich neben meinem Wagen auf dem Pflaster der Kleinen Domsfreiheit stand, kam doch noch ein Schüler des Weges, grüßte im Vorübergehen mit einem höflichen Nicken, als wäre es ein folkloristischer Brauch, daß der Oberstudienrat im Anschluss an den Unterricht in einen Verkehrsunfall verwickelt ist. Ich versuchte ein Lächeln, welches die selbstironische Note besitzen sollte, die jeder von mir kennt, vermutlich gelang sie mir in diesem Fall nicht so recht, jedenfalls schickte ich dem Schüler eine vage Gebärde mit der Hand hinterher, hob dabei den Blick und vergewisserte mich der Welt, wie sie mir vor dem unheilvollen Schlag eingeschrieben war.

Drüben stand der stattliche Magnolienbaum, der den ephemeren Höhepunkt seiner Blüte lange schon überschritten hatte, darüber thronte der südliche Domturm wie ein mächtiger, niemals zu lichternder Anker in

der dahinströmenden Zeit. Alles war, wie es sein sollte. Weiter rechts erkannte ich unter dem romanischen Bogen die Pforte zum Kreuzgang, die mir friedvolle Stille und dynastischen Sinn versprach. Eigentümlicherweise kam es mir aber so vor, als hätte ich in der Sekunde vor dem Aufprall im Eingang einen schwarzgekleideten Mann stehen sehen, der sich mit einer übertrieben wirkenden Gebärde an den Kopf gefaßt hatte. Vermutlich war es jemand vom Personal Christi gewesen, der mich unseligerweise abgelenkt hatte, eventuell aber auch ein göttlicher Bote, ein tollpatschiger Schutzengel, denn jetzt stand dort niemand mehr.

Ich war nun spürbar in der Wirklichkeit zurück, wandte den Blick zur linken Seite und sah vor dem Foyer des Theaters, das mir mit seiner Betonarchitektur zum ersten Mal wie der Zugang zu einem Abschnitt des Atlantikwalls vorkam, zwei Fahrzeuge ineinander verkeilt stehen. Das erschien mir wie eine gestellte Szene für einen Lehrfilm zum Verhalten im Falle eines Verkehrsunfalles, und es kam nun tatsächlich jemand um die havarierten Wagen auf mich zu und fragte mit einer weiblichen Stimme: »Sind Sie verletzt?«

Ich schüttelte den Kopf, hob ihn an, und da traf mich der zweite Schlag: der Anblick dieser Frau. Ich sah mich meiner Unfallgegnerin gegenüber und aller Unbefangenheit beraubt. Ein höllisches Brennen fraß sich in meinen Bauchraum, die Knie wurden mir weich, und der erbärmliche Rest des Verstandes, den mir das Gewächs in meinem Kopf gelassen haben mochte, löste sich in der Juniluft auf wie der Wasserdampf aus dem gerissenen Kühler.

Mein über viele Berufsjahre geübtes Auge entschlüsselte wohl die Proportionen und den spezifischen Habitus des jungen Mädchens in ihrer befangenen Art zu lächeln, den Körper auszubalancieren, als gälte es, das kurze, blaue Kleid in einer steten Schwingung zu halten, obwohl dafür doch der vorlaute Wind sorgte, der vom Domplatz her um die Ecke der bischöflichen Verwaltung gestrichen kam und sie stets aufs Neue nötigte, das halblange, blonde Haar, das ihr über die blitzenden Augen flatterte, so anmutig wie vergeblich hinter die possierlich abstehenden Ohren zu streichen. Mein Blick in ihre Augen traf indes auf nichts Kindliches, entschlüsselte mir vielmehr in nicht mehr als einer weiteren Sekunde eine enorm evidente Anziehungskraft, erlöste mich geradewegs von aller Befangenheit, und gewissermaßen nebenher stellte ich fest, daß ihre Augen zwei unterschiedliche Farben besaßen – blaugrau und ein Grün, das ich von einer Reseda kenne, die in meinem Garten wächst.

Was wir gesprochen haben, ist nicht alles in mein zerstreutes Hirn vorgedrungen, ich nahm kaum mehr wahr als ihr zauberhaftes Äußeres, die anmutigen Bewegungen, mit denen sie ihre Worte unterstrich, das Lächeln, das ich in mir aufnahm wie einen heilkräftigen Trank nach einem Zeitalter verzweifelten Dürstens, vor allem aber paralyisierte mich der zweifarbige Glanz in ihren Augen, der immerzu mit meinem ergriffenen Blick verbunden blieb. Vielleicht war ich nur irritiert, hinlänglich schockiert oder schlicht sexuell berührt, heute glaube ich allerdings, daß ich wieder einmal Opfer wurde jener Blindheit gegenüber dem weiblichen Geschlecht, die mir offensichtlich von einer wie auch immer gelaunten Fee in die Wiege gelegt worden ist.

Später stellte sich heraus, daß die Fahrertür meines Wagens tadellos funktionierte, und der Wasserdampf nicht meinem, sondern ihrem Kühler entstieg war. Die Situation war so unwirklich wie heute meine Auffassung davon. Daß ich mich ihr vorgestellt habe, erinnere ich, habe meinen Namen aber nur in den Wind gesprochen, und als wäre er einzig mittels eines amtlichen Dokumentes zu bezeugen, habe ich im Fußraum vor dem Beifahrersitz in meiner Schultasche nach der Brietasche mit meinen Papieren gesucht, als ich jedoch den Kraftfahrzeugschein bereits in Händen hielt, sprach sie mit einer Stimme, die mir angenehm heiter und unerwartet entschlossen vorkam, es genüge eine Visitenkarte. Dazu vollführte sie eine Handbewegung der verzeihenden Art, wie mir später schien, als ich den Mercedes längst in der Werkstatt abgegeben hatte und mit dem Bus nach Holzhausen gefahren war.

Nichts war mir freilich gewiß. Vielleicht mochte sich bei tieferem Entsinnen herausstellen, daß ihr Kleid weniger kurz und überdies schwarz gewesen, daß ihr Haar weniger blond als womöglich orangerot und mein Eindruck wieder einmal meiner hyperaktiven Einbildung entsprungen war. Aber wer wollte das nun noch wissen, und welche Bedeutung sollte es besitzen?

Was ich allerdings sehr genau erinnerte, war der eine schiefgewachsene Schneidezahn. Als hätte sich ihr Schöpfer gesagt, die Symmetrie ist mir zu perfekt, ich drehe den einen Zahn um dreißig bis fünfundvierzig Grad aus der hübschen Reihe, denn die wirkliche Schönheit entspringt immer aus einem kleinen Webfehler. Wie die abstehenden Ohren, die bei jeder Bewegung ihres Kopfes vorwitzig aus den blonden oder roten Haaren hervorlugten. Wie die Anomalie der divergierenden Farben ihrer Pupillen, die mich auf geheimnisvoll private Art berührt hatte, als ich ihr meine Visitenkarte gab.



Auf wohl jeden menschlichen Lebensweg ist die schlichte Metapher vom Fluss des Lebens anwendbar. Der eine stürzt besinnungslos durch die wilden Katarakte eines ungezähmten Schicksals, der andere wird von Lotosblüten getragen, die seine Lebensreise weltverloren begleiten, ein dritter, vierter oder fünfter treibt hilflos

durch unbegreifliche Landschaften, dümpelt in einem Altwasser oder kreiselt wie Sisyphos in einem ewigen Strudel. So viele unterschiedliche Lebenswege es auch geben mag, so vielfältig und unterschiedlich ist auch die Selbstwahrnehmung derer, die diese Wege gehen. Ich selbst, Clemens Mühlenbrock, Oberstudienrat am ehrwürdigen Gymnasium Carolinum zu Osnabrück, sehe mich eher bei denen, die am Rande stehen, an den Ufern des metaphorischen Flusses wandern, und ohne mir dessen immer bewußt zu sein, war ich Zeit meines Lebens gewohnt, die Zukunft als eine nebelverhangene Anhöhe zu verstehen, die man Tag für Tag aufs Neue erklimmt, um von dort die Aussicht auf die lieblichen Landschaften der Vergangenheit zu gewinnen.

Vielleicht saß ich deshalb am folgenden Sonntag auf der Bank neben dem Gekreuzigten auf dem Friedhof am Boberg, obschon es für mich realiter keinen Grund gab, schwermütig zu sein. Das Wetter leuchtete in einem frühsummerlichen Glanz. Der Mercedes stand in der Werkstatt, und man hatte mir versprochen, daß ich ihn innerhalb einer Woche gerichtet und lackiert auf meinem Hof werde stehen haben. Mein Kopf war frei von jedwedem Druck, der Airbag hatte mir einen guten Dienst erwiesen, und vermutlich würde sich der Tumor, so er noch existierte, von einem gewöhnlichen Schlag gegen den Kopf nicht beeindrucken lassen.

Zwei hohe Glockenschläge klangen von der Kuppel herüber.

Jenseits des Schattens, den der Wald spendet, lag das hügelige Land unter einer Sonne, die mir barmherzig erschien. Ihr milder Glanz, der sich in den feuchten Weiden fing, in den Fenstern der Wohnhäuser im Hintergrund spiegelte und die behutsamen Regungen in den Wipfeln der Bäume bei den Gehöften sichtbar machte, besaß etwas Versöhnliches, und ich wollte das an diesem wunderbaren Morgen unbedingt auf mich selbst beziehen.

Vom Kloster her kam jetzt eine alte Frau gegangen, Schritt um Schritt in der Langsamkeit, die bereits zu der Ewigkeit gehörte, in die sie sich alsbald verabschieden würde. Sie trug eine Plastiktüte, aus der eine Harke schaute, mit der sie sich nun gekrümmt und mit den unbeholfenen Bewegungen eines kleinen Kindes an einem der Gräber zu schaffen machte. So besaß sie offenkundig eine Position, die sie im Laufe ungezählter Besuche erworben hatte, von der aus sie mit dem kratzenden, schiebenden Arm die Grabstelle komplett erreichen konnte, ohne den Rest des schwerfälligen Körpers bewegen zu müssen. Es wirkt, dachte ich, als hätte sie damit begonnen, sich selbst ihr Grab zu graben.

Drei Schläge der Viertelstundenglocke fielen klimpernd aus der Kuppel der Klosterkirche, strichen über die Gräber und verloren sich in den Weiden und auf den Feldern jenseits des Friedhofes. Viertel vor zwölf. Ich stand auf, reckte mich in der warmen Luft und drehte mich langsam um mich selbst. Irgendwann würde es Herbst werden und die Blätter sich verfärben, irgendwann würde es den ersten Nachtfrost geben, ein wilder Wind würde über den Boberg fegen und hoffentlich gäbe es im nächsten Winter Schnee, der die Wirklichkeit in Watte packen und sich gnädig über die Gräber legen würde.

Die Namen der meisten Verstorbenen sind mir geläufig, einige von ihnen habe ich noch zu ihren Lebzeiten gekannt, wie den Gastwirt Heinrich Hagemann, dem man seinen Beruf in den Grabstein gemeißelt hat. Ein guter Mensch, der noch in jener Nacht an seiner Theke Bier und Herzenswärme ausgeschenkt hatte, in der jenes Herz stehengeblieben war wie eine Standuhr, dem ein höheres Wesen mit einem einzigen Finger so behutsam wie entschlossen das Pendel anhält.

Der Friedhof liegt wundervoll vor dem Wald am Hang des Berges, der Blick geht weit in das still daliegende Land, die Gräber indes sind von spießhafter Akkuratess, die Steine phantasielose Konfektion, polierter Granit in Herzesform, blattgoldene Disteln, bronzene Lettern in Findlinge gedübelt. Einzig die schlichten Marmorkreuze der Patres und Brüder zeugen von der inneren Freiheit der Franziskaner, die im Vertrauen auf eine himmlische Ästhetik auf jegliche furchtsame Bindung an das Irdische verzichten.

Es mag seltsam sein, daß ich hier meinen Platz gefunden habe, auf einem Gottesacker in Gesellschaft sterblicher Reste längst verflüchtigter Seelen, aber das entspringt keineswegs einer morbiden Sentimentalität, liegt auch nicht an dem Ausblick auf die Natur, den ich an der Westflanke des Bobergs vor meiner Haustür mit der Aussicht auf den Hüggel ebenso reizvoll und begütigend besitze. Diesem Ort ist etwas Symbolisches zu Eigen, dort treffen sich wichtige Linien meines Lebenslaufes: die Affinität zu meinen ländlichen Ursprüngen, die heilsame Distanz zu meiner Dienststelle und insbesondere die Nähe zum Kloster.

In diesem Augenblick wurde mir deutlich, ich hatte mir damals nichts zufällig ausgesucht, die Lage in der Nähe des Klosters, des Friedhofs, des Waldes, die unvergleichliche Natur und die bäuerliche Einsamkeit meines Besitzes. Ich hatte gewiß nicht danach gesucht, wie man Vorstellungen von einem Wohnsitz hat, aber ich hatte in einem tieferen Sinne diesen Ort gewünscht, ohne wirklich davon zu wissen. Er hatte mich gewissermaßen gefunden, und ich fragte mich jetzt, da entfernt Orgelspiel zu hören, das Hochamt offenbar beendet war und ein paar Gläubige vor dem Mittagessen noch die lieben Toten besuchen kommen würden, was es auf sich hatte mit dem sogenannten freien Willen des Menschen, welchen Einfluss er denn nehmen könnte auf ein Schicksal, das ihn wiederkehrend von außen trifft.

So war es mit meinem Haus am Boberg gewesen, von dem ich zufällig erfahren hatte, als ich eines Tages am Kopierer beschäftigt war, die Sekretärin mit einer Kollegin telefonierte und von einem bezaubernden Landstrich sprach, von einem Schmuckstück, das ein alter Tierarzt hinterlassen habe, ziemlich verwohnt zwar, aber bestimmt günstig zu haben. So war es mit dem Tumor gewesen, dessen rechtzeitige Entdeckung ich dem ungewohnt ausführlichen Alkoholkonsum anlässlich meines vierzigsten Geburtstages zu verdanken hatte, so war es jetzt mit jener Frau, die eine rätselhafte Fügung in den Kotflügel meines Mercedes hatte rasseln lassen, und die mir nun ebensowenig aus dem Kopf wollte wie damals der Tumor.

Es waren ausschließlich alte Menschen, die es nach der Messe auf den Friedhof drängte. Sie suchen die Nähe des Todes, sie machen sich vertraut mit der Erde, in der sie früher oder später ihre gebrechlichen Körper zurücklassen werden.

Zumindest bis auf weiteres, wie mein Vater es salomonisch ausgedrückt hatte, hätte ich in Mettingen wohnen können, als ich vor mehr als elf Jahren auf die Stelle am ehrwürdigen Gymnasium Carolinum berufen wurde. Die Wohnung unter dem Dach war unverändert, auf meinem Schreibtisch lag noch das theologische Lehrwerk über die Naturphilosophie, mit dessen Hilfe ich mich auf die mündliche Abiturprüfung vorbereitet hatte, daneben der alte Füller meines Großvaters, als wären nicht zwölf Semester vergangen gewesen, seit ich den Brief unterschrieben hatte, mit dem ich den Benediktinern in Gerleve abgesagt hatte. Es wäre eine äußerst bequeme Entscheidung gewesen, wieder bei den Eltern einzuziehen. Nicht nur die kleine Wohnung stand zur Verfügung, ebenso mein Platz am Küchentisch, auf dem mir die Mutter frühmorgens, am späten Mittag nach der sechsten Stunde und zum Abend pünktlich um halb sieben die Mahlzeiten meiner Kindheit aufgetischt hätte, und der Glanz in ihren Augen wäre es wert gewesen.

Manches Mal habe ich später gedacht, es wäre besser gewesen, ich hätte auf das Abitur, die klösterlichen Phantasien und erst recht auf den Posten eines Studienrates verzichten und einfach den Hof meiner Eltern übernehmen sollen. Auf jeden Fall wäre das bäuerliche Leben auch ein monastisches geworden. Stattdessen war ich in eine Wohngemeinschaft im Katharinenviertel gezogen, weil ich einerseits eine verschwommene Idee davon besaß, ein abenteuerliches Leben zu beginnen, das mit neuen Freiheiten und Herausforderungen zu tun hatte, andererseits war mir klar gewesen, daß ich spätestens zu dem Zeitpunkt, da ich zum ersten Mal das ehrwürdige Lehrerzimmer betrat, erwachsen werden sollte. Wie wenig ich es tatsächlich gewesen bin, messe ich heute daran, daß ich die Widersprüchlichkeit nicht erkannte, die meinen nebulösen Ambitionen innewohnte.

Nicht einen halben Tag bin ich in dieser Wohngemeinschaft glücklich gewesen, es war ein kurioser Fehler, mit zwei Lehramtsstudentinnen Küche, Bad und Mülltonne zu teilen, die es ihrer Selbstverwirklichung zurechneten, niemals ein vorhersehbares Verhalten an den Tag zu legen. Diese Zeit habe ich auf dem Konto Erfahrung als Fehlbetrag abgeschrieben, aber im Nachhinein ist es eher ein Intermezzo gewesen, um auf das zu warten, wonach ich suchte, ohne davon zu wissen. Daß ich das erst viel später, an einem Sonntagmorgen auf der Friedhofsbank neben dem Kloster Ohrbeck, in aller Klarheit erkennen sollte, änderte daran nichts.

Mit den Erben, die ich am selben Tag anrief, an dem ich auf diskrete Weise vom Ableben des alten Tierarztes erfahren hatte, war ich alsbald handelseinig geworden. Sie verkauften mir fast einen Hektar Grund und ein zwar altes, verwohntes, aber sehr liebenswürdiges Anwesen zu einem Spottpreis, weil sie zum einen das Geschäft rasch abgewickelt wissen wollten, und zum anderen eine vollkommen andere Werteskala zu Rate zogen als ich, der ich mein Glück kaum fassen konnte.

Nicht eine Sekunde hatte ich gezögert. Es war vom ersten Augenblick an der perfekte Ort für mich, und so wurde ich mit eben dreißig Jahren Besitzer einer so sonnig-heiteren wie in schönster Abgeschiedenheit verborgenen Latifundie. Der Vater jenes Tierarztes hatte das Haus in den Dreißiger Jahren nach eigenen Skizzen erbauen lassen, es besaß eindeutig den Charme der verwunschenen Häuser aus Grimms Märchen, fraglos ein paar Versatzstücke nationalsozialistischer Architektur, aber das hatte mich nicht gestört, weil ich entschlossen war, dem Haus und dem Grundstück mit eigener Handschrift einen neuen Charakter zu verleihen.

Allein die einzigartige Lage an der Westflanke des Bobergs war das Geld wert. Eingebettet in eine Lichtung, an drei Seiten vom Wald umgrenzt, der sich hier und da mächtig auf das Grundstück ausgebreitet hatte, bot das Haus von Wohnzimmer und Terrasse gleichwohl einen herrlich weiten Blick in die bäuerliche Landschaft. Es gab einen intensiven Anklang an meine Ursprünge in Mettingen, eine ausreichend große Distanz zur Stadt, und damit zu den naiven Versuchen der Selbstbehauptung, zum gefräßigen System des Gymnasiums und vor allem zu den allgegenwärtigen Überreizungen, die mich schon als Pennäler nervös gemacht hatten.

Erst nach dem Kauf hatte ich eine Inventur gemacht. Das Dach und der Keller benötigten grundlegende Sanierungen, die Elektroleitungen waren alt und spröde, die Fenster mürbe und noch einfach verglast, der Garten war verwildert, und das Innere des Hauses mußte renoviert, eingerichtet und gestaltet werden.

Gleichwohl erschien mir das als eine reizvolle Herausforderung, sie war konkret, und somit das Gegenteil jener konfusen Sehnsüchte, mit denen ich mich episodisch im Katharinenviertel niedergelassen hatte.

Unbedingt war es eine richtige Entscheidung gewesen, von der ersten Begegnung an hatte ich nie den leisesten Zweifel, an einen guten Ort gelangt zu sein, an dem, wie mir schien, vielleicht ein tierärztlicher Geist wohnte, hauptsächlich aber, und daraus hatte ich vor mir selbst niemals einen Hehl gemacht, war die Entscheidung für das Haus eine monastische gewesen: allein zu leben, ohne Familie, ohne eine überspannte Wohngemeinschaft, sogar ohne einen wie auch immer zusammengesetzten Konvent.

Den wußte ich indes in der Nähe.

Von dem Grundstück geht ein Pfad auf den nördlichen Weg, der über den Friedhof und an der Kirche entlang in die Ortsmitte von Holzhausen führt, außerdem kann ich mich am östlichen Ende meines Besitzes durch den Wald über den höchsten Punkt des Bobergs auf die Rückseite des Klosters schleichen, wo die Mönche im Schatten der Buchen einen Kreuzgang und weiter unten einen Garten angelegt haben mit einem verschlungenen Weg für die ewigen Gebete des Breviers, einen stillen Ort allgemeiner Besinnung und dazu ein Symbol für des frommen Menschen Gestaltungskraft in der Schöpfung seines Herrn.

Wenn ich frühmorgens meinen Gang um den Boberg mache, dann ist dieser Garten auf halber Strecke die Station des Innehaltens, sommers auf einer Bank, auf welche die ersten Strahlen der Sonne fallen, die sich rot und riesengroß über den Teutoburger Wald erhebt, in Herbst und Winter in der Marienkapelle, abseits des mächtigen Klosters ein stiller Ort der Zuflucht und der Versenkung. So klein die Kapelle auch ist, so sehr nimmt sie mich aus der Welt. Dort werden die Dinge trivial, die sich über Tag und des Nachts in hitzigen Träumen wichtig machen, oft unerfreuliche Schulgeschäfte oder verquere Ansprüche an mich selbst, bisweilen jedoch jene Einsamkeit, die tief in mir gründet, seitdem ich denken kann.

Die Klosteruhr schlug zwölfmal. Ich wußte es, ohne daß ich sie zählen mußte, denn die Zeit begleitet mich, seit ich ihr das erste Mal unwiderruflich begegnet bin an jenem Karfreitag, an dem meine Großmutter verstorben ist. Nach dem Mittagessen war sie zu Bett gegangen, weil sie sich nicht fühle, wie sie gesagt hatte. Als mein Großvater um die Stunde, zu welcher unser Herrgott am Kreuze verschieden war, ins Schlafzimmer ging, um seine Frau aus den mittäglichen Träumen zum Kaffee zu bitten, mit derselben Zärtlichkeit, mit der er sie in den fünfzig Ehejahren ansprach und berührte seit ihrem ersten Tanz auf der Mettinger Kirmes in einem längst verflossenen Jahrhundert, da war sie nicht mehr zu erwecken. Ihre Haut, die ihn ungezählte Male erwärmt hatte, war bereits abgekühlt, ein Lächeln lag auf ihren totenblassen Lippen und ihr Herz schlug nicht mehr.

Der kleine Clemens erfuhr davon in der Küche. Die Tante hatte ihn und seinen Bruder von der Tenne geholt, wo sie Knicker gespielt hatten. Ich kann mir jenen Augenblick intensiv vor Augen führen: als stünde ich just mit Carl im Halbdunkel der Tenne hinter der Linie, die wir mit den Hacken unserer Schuhe in die von hunderttausend Hufen festgetrampelte Erde gezogen hatten. Die Kunst des Wurfes ist die Kunst der Konzentration. Ich hielt die Tonkugel zwischen Zeigefinger, Mittelfinger und Daumen der rechten Hand, mein Arm pendelte in die Richtung der Kuhle, die wir zehn Schritte entfernt in den Boden gegraben hatten, mein Auge nahm lange Maß, ich hielt den Atem an und öffnete die Finger in der einzig möglichen Zehntelsekunde. Etwa anderthalb Meter vor dem Ziel traf der Knicker auf, kullerte zwischen einigen Kugeln hindurch und fiel in das Loch.

In dieser Sekunde herrschte die Unbekümmertheit der Kindheit. In der nächsten rief die Tante, und ein neues Zeitalter begann. Die Eltern und der Großvater saßen um den Tisch und starrten die Kaffeekanne, den Stuten, den die Großmutter tags zuvor gebacken hatte, den Tontopf mit Pflaumenmus und den Schinkenspeck an, als wären sie auf einen Schlag durch einen Blitz, ein giftiges Gas oder dergleichen irrsinnig geworden. Niemand rührte sich. Nur unsere Mutter drehte ihren Kindern den Kopf ein Stück entgegen, sah sie mit einem fremden Blick an und flüsterte, ohne die Lippen zu bewegen: Oma ist tot.

Wie konnte man mit diesen drei lächerlichen Wörtern die Ordnung des Universums auf den Kopf stellen! Es funktionierte. Der Bruder fragte, wie es passiert sei, er dachte wohl, sie müßte gestürzt sein, von einem Huf getroffen oder in eine Landmaschine geraten, die Mutter erklärte jedoch mit dieser tonlosen Stimme, sie ist eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Mehr nicht. Aber ich begriff mit meinen neun Jahren auf der Stelle alles. Daß jeder Mensch am Ende seines Lebens verstirbt, hatte ich bis dahin gleichsam theoretisch gewußt, aber als ausgerechnet der Großvater Kaffee in die Tassen gab, Butter aufs Brot strich und mit Messer und Gabel in den Händen murmelte, es hilft ja nichts, da begriff der kleine Clemens Mühlenbrock von einer Sekunde auf die andere die Unerbittlichkeit der Zeit. Zu ihr gesellte sich prompt eine Angst, die mir neu war, die sich tief in meinem Herzen einrichtete, und wahrscheinlich habe ich schon an diesem Karfreitag jenseits der entsetzlichen Trauer gespürt, daß es für den Rest meines kleinen Lebens aussichtslos sein würde, diese Angst jemals wieder von dort zu vertreiben.

Tatsächlich war sie stets anwesend seitdem, gehörte vermutlich zu den tieferen Motiven, das Haus am Boberg zu kaufen und zu renovieren, das war ein gelungener Versuch, mit der Zeit auch die Angst zu beruhigen. Zehn gute Jahre waren es gewesen, nun hatte sie sich kürzlich ein neues liebezendes Kleid zugelegt, weil sie mich in der Abgeschlossenheit des Grundstücks nicht länger zu fassen kriegte, weil die Ruhelosigkeit in mir versickert war, und der Glaube mich stärkte. Neuerdings spielte sie das Spiel mit dem Gevatter Tod auf eine unmißverständlichere Art. Der war still in meinen Kopf geschlichen und hatte seither vielleicht in anderen Organen feinste Dependancen eingerichtet. So war die Angst in den vergangenen Monaten wieder zu meiner treuen Gespielin geworden, war den irrationalen Manifestationen der Kindheit entwachsen und heimgekehrt in der konkreten Form eines Tumors.

An diesem Morgen auf der Friedhofsbank in der Junisonne leistete mir die Angst gottlob keine Gesellschaft, hatte sich sonstwohin verzogen, wartete langmütig, weil sie sich vor diesem Ort fürchtet, an dem sie mit denen begraben werden wird, von denen sie sich nährt. Ich wartete auf nichts. Allenfalls auf die Gesellschaft von Pater Frowin, der just, wie von höheren Mächten gesandt, unter dem Torbogen erschien, als wäre er eben aus dem Himmelstor getreten, um für einen Augenblick von der Ewigen Glückseligkeit zu verschmaufen.

Es war ungewöhnlich, ihn jetzt zu treffen. Ich war selten einmal an einem Sonntag hier, Pater Frowin hatte zu dieser Zeit gewöhnlich andere Pflichten, aber das Schicksal liebt es, uns Rätsel aufzugeben.

»Gelobt sei Jesus Christus!«

Der Pater setzte sich neben mich auf die Bank, ich nickte ein Amen, machte mit der Hand eine Gebärde, die über den Friedhof hinausreichte, das ganze, fabelhafte Land umfassen sollte und dazu wohl auch das Leben, die Schöpfung generell und das Wetter an diesem Sonntag. Pater Frowin verstand es.

»Schöner Tag«, sagte er, beugte sich vor, stützte die Ellenbogen auf die Knie, legte die Hände ineinander und sein Blick folgte meiner Handbewegung. Das war es eigentlich, was mich von Anfang an für den Franziskaner eingenommen hatte: dieser Blick, in dem sich eine unverwüstliche Menschenliebe fand. Und dazu eine unbestechliche Souveränität.

»Welch ein Wetter herrscht in der inneren Welt?« fragte er.

»Gutes Wetter«, gab ich zur Antwort und musste nichts erklären. Längst war er mit den Befindlichkeiten seines Freundes vertraut, mit den Widersprüchen des Schuldienstes, mit meinen kleingeistigen Marotten und den speziellen Beschwerden, die meiner Einsamkeit entwachsen wie im Herbst die Pilze dem feuchten, schattigen Waldboden am Nordhang des Bobergs. Längst war über alles gesprochen und dennoch hatte ich wiederkehrend das Gefühl, ihm bislang kein einziges Wort gesagt zu haben von den Herzensängsten und den Sehnsüchte, die mich tatsächlich auszehrten. Als ich mich nun gerade entschlossen hatte, ihm von dem Ereignis vor zwei Tagen, insbesondere aber von der Begegnung mit meiner Unfallgegnerin, von dieser mysteriösen, vollkommen irrationalen und unbeeinflussbaren Anziehungskraft zu erzählen, die offenbar lediglich der Besonderheit verschiedenfarbiger Regenbogenhäute zu entspringen schien, der fremden Wärme ihrer Stimme oder vielleicht auch nur den marginalen Bewegungen, in die ein vorwitziger Wind ein dunkelgrünes Kleid versetzen kann, da erklang von der Kuppel der Klosterkirche her ein heller Schlag.

»Viertel nach«, sagte Frowin, erhob sich, nickte mir zu und fragte: »Magst Du mit mir zu Mittag essen?«

»Im Konvent?«

»Wir haben ein Seminar zu Gast über das Wochenende.«

»Lehrer?«

»Nein!« Er schüttelte lachend den Kopf. »Ehevorbereitung.«

»Gern«, sagte ich, erhob mich ebenfalls und folgte ihm.

2 Eigentlich von dem Augenblick an, als eine kosmische Fügung, der pastorale Impetus des Franziskaners oder nur ein bedeutungsloser Zufall uns an einem kalten Novembertag in der Abgeschiedenheit der Marienkapelle hatte begegnen lassen, hatten wir es nie nötig gehabt, uns gewöhnlicher Freundlichkeiten zu bedienen, auf irgendwelchen Nebenwegen konventioneller Unterhaltung zu flanieren oder uns in einem bedachtsamen Geplauder zu verlieren. Unsere Gespräche besaßen von vornherein die Intensität und Vertrautheit, die Tiefe und die Ehrlichkeit, von der man für gewöhnlich glaubt, sie könnten sich nur aus ein und demselben Ursprung, aus einer lebensalten Partnerschaft oder einer beiden eigenen, gravierenden Erfahrung erklären.

Als wir irgendwann im Laufe der Jahre darauf zu sprechen kamen, konnte ich den Anfang unseres Dialogs auf die Minute genau beziffern, wie ich mich ausdrückte, denn als nach unserer ersten Begegnung unsere Beziehung gewissermaßen noch in der Schwebelage hing, war es der Pater, der tags darauf schon auf der rechten Seite kniete, als ich die Marienkapelle betrat. Auch diese zweite Begegnung hätte man als Zufall verstehen können, als eine Art Verwandtschaft in der Verehrung der Mutter Gottes oder des jeweiligen Tagesablaufes, Pater Frowin indes, kaum daß ich auf der linken Seite niedergekniet war, sprach leise in den frommen Raum, er wünsche die gestrige Unterhaltung unbedingt fortzusetzen, allerdings zu einer anderen Zeit und vor allem an einem anderen Ort als der ungeheizten Kapelle.

Ich nickte und sprach ein flüchtiges Gebet, dann verließ ich den andachtvollen Ort und wartete frierend vor den Stufen. Der Franziskaner folgte mir nur einen Psalm später, wir gingen eine Runde durch den Garten, und Pater Frowin beteuerte, wie gut seiner Seele das kurze Gespräch am Vortag getan habe: auf jemanden zu treffen, der nicht nur blind im Glauben verharre, sondern lebendig und im eigentlichen Wortsinne verzweifelt um ihn ringe.

Ich mag damals wohl gedacht haben, der fremde Pater gebe der Sache von vornherein ein zu hohes Gewicht. Ich bekam plötzlich Zweifel an meinen Zweifeln, befand mich ertappt oder gar unehrlich, da ich tatsächlich schon länger das Empfinden besaß, vollkommen aus dem Glauben gefallen zu sein, mich lediglich an liebgewonnenen liturgischen Attitüden und kontemplativen Gepflogenheiten festzuklammern wie ein Schiffbrüchiger an einem dekorativen Bücherschrank, der einmal Teil einer untergegangenen Schiffsbibliothek gewesen ist.

Wir verabredeten uns für den folgenden Mittwoch zu einem Spaziergang um den Hüggel, an jenem Tag regnete es jedoch ohne Unterlass, und als wir uns im Eingang des Konvents gegenüberstanden und ich mit einem fragenden Blick eine Kopfbewegung nach draußen vollführte, machte er die selbe Bewegung nach drinnen. So saßen wir einen Nachmittag in der Lesecke der Klosterbibliothek, tranken Tee, schoben in einem stillen Einverständnis die schwierigen Glaubensfragen beiseite, stellten uns jetzt erst richtig vor und begannen mit unserer Herkunft. Voller Wärme und Sehnsucht erzählte ich von meiner Kindheit auf dem Hof in einer Mettinger Bauernschaft, gestand ihm, daß ich regelmäßig, eigentlich dauerhaft, von Heimweh nach meinem Elternhaus, vor allem aber nach meiner Kindheit geplagt werde, die nun ja unwiederbringlich verloren sei. Dem widersprach der Pater auf der Stelle vehement, nichts könne verloren gehen von dem, was wir in unseren Herzen bewahrten, alles lebe weiter, solange es in unseren Seelen existiere.

Das ist, sagte er damals, und seine Worte sind mir seitdem alle Zeit präsent gewesen, was den Menschen vom Rest der Schöpfung unterscheidet, die Fähigkeit zur Imagination und, vor allem, der Hauch der Gnade Gottes, der sich in unserer Eigenschaft manifestiert, den einzigartigen Kosmos der Gefühle zu bewohnen. Und dahinein gehöre der Glaube.

Er entstammt einer Zimmermannsfamilie aus dem Norden. Seine Kindheit war geprägt von Armut, Glauben, Wind und Fisch. Meine vier Elemente, erklärte er lachend, letztlich steckt in ihnen schon meine Berufung zum Leben als Mönch. Vielleicht habe ich als Kind daran gedacht, Zimmermann zu werden, Fischer oder Kapitän, aber spätestens als junger Mann, auf dem Gymnasium, das für unsereiner gewöhnlich unerreichbar war, nistete sich die Berufung wie selbstverständlich in meine Seele ein. Mit dem Glauben habe ich häufig gehadert, mit dem Herrgott sowieso, aber daß ich als Ordensmann geboren wurde und als Ordensmann sterben werde, das war mir von Anfang an evident und ist mir bis heute eine unerschütterliche Gewißheit geblieben. Und wäre mir das unverdiente Glück nicht zuteil geworden, das Gymnasium und die Universität besuchen zu dürfen, wäre ich eben als Bruder ins Kloster gegangen.

Bis der Gong zum Abendessen rief, hatten wir in der Klosterbibliothek gesessen, waren uns mit unseren Lebensgeschichten, mit den Glaubenszweifeln und der Suche nach den Antworten auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Transzendenz brüderlich nahe gekommen. Unversehens war es, als hätte es diese Freundschaft bereits seit unseren Kindertagen gegeben, als hätten wir an einem Tisch jenes Gymnasiums in der Küstenstadt nebeneinander gesessen, als wären wir als vorlaute Rotznasen mit Schlittschuhen auf der Mettinger Aa bis zur Bauernschaft Schlickelde hinaus und wieder zurück geflitzt oder mit den Angeln über den Deich und auf den Steg gezogen, auf dem er schon als kleiner Junge angesichts der unfassbaren Weite des Meeres und der Unendlichkeit des Sternenhimmels die Existenz Gottes begriffen hatte.

Von jenem Tag an trafen wir uns regelmäßig. Meist waren wir dabei unterwegs und liefen die Gegend ab, immer wieder die Runde um den Hüggel, manchmal wanderten wir über Sutthausen und durch den Hörner Bruch bis in die Stadt, zum Dom, saßen anschließend bei Kaffee und Kuchen im Café Läer und fuhren schließlich mit dem Bus heim. Bisweilen drehten wir ganz einfach ungezählte Runden im Klostergarten. Häufig, und nicht nur bei schlechtem Wetter, saßen wir in der Bibliothek beisammen, zuweilen auf meiner Terrasse oder in meinem Arbeitszimmer, stets auf das nächste Mal verabredet.



Zum Selbstverständnis der Franziskaner gehört die Bildungsarbeit: dem Geist des Menschen Flügel zu verleihen, die Seele im christlichen Glauben zu verwurzeln. Der Orden stellt die Atmosphäre und die Logistik seines stillen Hauses für Veranstaltungen in diesem Sinne zur Verfügung und entwickelt Seminare zu den Feldern Persönlichkeitsbildung, Spiritualität und Lebensgestaltung.

An jenem Sonntagmittag saßen nun also an die zwei Dutzend vergnüglich lärmender oder glücklich flüsternder Paare im Speisesaal, ließen sich eine westfälische Hochzeitssuppe, Krustenbraten und Vanillepudding schmecken, bevor sie sich im abschließenden Plenum über die praktischen Vorbereitungen der kirchlichen Trauung informieren, sich zuletzt ein christliches Eheleben versprechen und den Segen des Geistlichen Direktors mit auf ihren gemeinsamen Weg nehmen würden.

Inmitten der seligen Brautpaare hatte Frowin für uns beide einen Platz gefunden, ich saß über Eck an seiner Seite, neben mir ein blutjunges Paar, das mit ihrer linken und seiner rechten Hand zusammengewachsen war, und als die Suppe aufgetragen wurde, kam es mir vor, als füttere ein merkwürdiges siamesisches Wesen in beidhändigem Gleichklang seine synchronisierten Mündern mit der westfälischen Hochzeitssuppe. Mir gegenüber saßen zwei Paare, die kaum zum Essen kamen, allenfalls in einem der schmalen Zwischenräume, in denen sie nicht sprachen, sondern mit gereckten Hälsen und gespannten Mienen den jeweils anderen zuhörten. Es war bald so, als säßen sie in einem abstürzenden Flugzeug und müßten sich in der verbleibenden Minute noch all das erzählen, was die Zukunft ihrer jungen Leben ausgemacht hätte, wenn sie nicht augenblicklich in den zerklüfteten Landschaften der Geschichten zerschellen würden, von denen sie aufgeregt erzählten.

Ich hörte nicht hin. Wollte nichts erfahren von fremden Herkünften und Absichten, von dem unerschöpflichen Kredit auf eine Zukunft, die ich schon länger hinter mir wähnte, nichts von dieser erotischen Zuversicht, der sich diese jungen Paare ungeniert hingaben, nichts von den ewigen Leben in harmonischer Anziehungskraft, wo sich das Glück aus eiserner Gesundheit, einer frechen, putzmunteren Kinderschar und im unerschütterlichen Glauben an die Gnade ihres Gottes destilliert.

Ich wußte es besser. Ein flüchtiger Blick in die Zukunft hätte gereicht: die Fotografie einer archäologischen Grabungsstätte, in der man massenhaft Scherben findet der zauberhaften Gefäße heiteren Lebensmutes und unerschütterlichen Vertrauens, welche eines nach dem anderen zerbrochen sind an den alltäglichen Ungeschicklichkeiten, an der Begehrlichkeit, die sich verselbständigen wird wie die Harthörigkeit gegenüber den schwächer werdenden Signalen des Partners.

Was die jungen Menschen so entflammt phantasierten, verstand ich auf der Stelle, in mir entzündete sich eine melancholische Eifersucht, schmerzhaft und süß, und ich wußte mir nicht besser zu helfen, als dem Freund zuzusehen, der auf dem Ärmel seines Habits einen Käfer entdeckt hatte, einen schwarzglänzend gepanzerten Kerl, den er amüsiert über seine Hand laufen ließ.

»Du hast da einen Käfer!« sagte ich, als ob er ihn nicht schon längst entdeckt hätte, aber es ging mir vor allem wohl darum, das Thema zu wechseln.

»Bin Franziskaner, Clemens«, gab er schmunzelnd zur Antwort und begrüßte das Insekt mit seiner Zeigefingerkuppe, die es mit seinen Fühlern erkundete. »Ein schönes Tier, ich glaube, es ist ein Totenkäfer, wahrscheinlich ein Spezialist für die Friedhofsarbeit.«

»Wie meinst du das?«

»Er gehört zu der Mannschaft, die demnächst deine irdische Hülle entsorgen wird.«

»Du sagst das, als wäre es nächste Woche.«

»Weiß Gott.«

Mit dem Käfer auf der Hand erhob er sich, öffnete eines der Fenster, beugte sich hinaus und setzte das Tier auf ein Blatt des Rhododendron, der dort an den Hauswänden steht.

»Auf jeden Fall«, sagte er, setzte sich und nahm den Suppenlöffel in die Hand, »ist unser kleiner Totengräber ein Gottesbeweis.«

»Weil er so kunstvoll konstruiert ist?«

»Ja, nein.« Er schüttelte den Kopf, nahm zwei, drei Mal von der Suppe, dann deutete er mit dem Löffel in Richtung Fenster. »Er ist lediglich ein indirekter Beweis. Solch ein Käfer lebt in einer sehr eigenen Welt, und seine Wahrnehmungsmöglichkeiten sind, aus unserer Sicht, stark eingeschränkt. Was er sieht, was er fühlt, was er denkt, was er tut und was er vor allem nicht tut, bedeutet uns Menschen wenig. Wir stellen uns den Käferkosmos sehr klein, sehr eingeschränkt vor. Und das ist er im Vergleich zu unserem Bewußtsein auf alle Fälle. Ohne jede Hybris oder Schadenfreude. Allerdings...«

Zwei Küchenmädchen kamen mit einem Rollwagen in den Speisesaal und begannen damit, die Terrinen und Suppenteller einzusammeln. Frowin bemerkte es aus den Augenwinkeln, gab mir ein Zeichen, für eine Zeit löffelten wir die Hochzeitssuppe stumm und verbissen wie zwei Sträflinge unter den argwöhnischen Blicken der Aufseher, und als die Mädchen an unseren Tisch kamen, schöpften wir just die letzten Löffel aus den Tellern, stellten sie ineinander, und ich reichte sie an eine der Bräute weiter.

»Und wo ist jetzt der Beweis?«

Frowin hatte seinen Löffel behalten, um ihn offensichtlich als eine Art Taktgeber für seine Gedanken zu nutzen, jedenfalls saß er in sich gekehrt da, klopfte mit dem Löffel in seine linke Handfläche und schaute Richtung Fenster dem Totenkäfer hinterher. Die Mädchen verschwanden mit dem Suppengeschirr in der Küche, und erst als sie in einer Duftwolke von Krustenbraten zurückkehrten, kam er wieder zu sich.

»Es ist lediglich eine Analogie.« Ließ den Löffel fallen wie ein Chirurg ein Instrument, das er für den Hauptteil der Operation nicht mehr benötigt, stützte seine Ellenbogen auf den Tisch, die Ärmel seines Habits gaben seine behaarten Basketballerarme frei, die kräftigen Hände verfielen wie die beiden handzahmen, possierlichen Tierfreunde des Heiligen Franz in eine synchrone Choreographie, mit der sie seine Worte illustrierten. »Jedoch eine sehr plausible.«

Was er mir vor dem Hauptgang ausbreitete, war eine alte Idee. Versonnen schaute ich der bauerlichen Anmut der Küchenmädchen hinterher, die wie barmherzige Schwestern Krustenbraten mit Blumenkohl und Salzkartoffeln unter die künftigen Eheleute verteilten, während Frowins dressierte Hände den Totenkäfer irgendwo in eine aufsteigende Spirale des Bewußtseins einordneten. Für solch einen Käfer seien wir Götter, wenigstens Engel oder sonstige höhere Wesen, deren Wahrnehmung geringstenfalls eine Dimension mehr besitze als die der Insekten. Wieso jemand darauf komme könne, diesen Gedanken nicht nach oben hin weiterzudenken, sei ihm unbegreiflich, nichts als menschentypische Hybris, sich selbst an der Spitze dieser Spirale zu wähnen, er hingegen sei sicher, daß es über uns weitere Dimensionen gebe, deren Existenz man nicht kategorisch abstreiten könne, bloß weil unsere Wahrnehmung sie nicht erfasse.

Es war sein Lieblingsthema. Die märchenhafte Naivität, sich Gott als einen alten Mann mit einem weißen Bart vorzustellen, der auf den Knien ein Goldenes Buch liegen hat, in dem er interessiert das liest, was kein anderer als er selbst dort hineingeschrieben haben kann, das universelle Bewußtsein, dem man nicht gerade an den Rändern unserer bescheidenen Möglichkeiten letztgültige Grenzen ziehen könne, das wäre geradeso unbegreiflich wie die Vorstellung von einer Endlichkeit des Universums.

»Natürlich gibt es auf der Schöpfungsspirale verschiedene Bewußtseinsebenen.« Er sagte es, als wäre er ständig auf dieser Spirale unterwegs, und seine Selbstgewißheit fand einen verstärkenden Ausdruck in der beherzten Art, mit der er sich Blumenkohl und Kartoffeln auf seinen Teller schaufelte.

»Hört sich irgendwie rassistisch an«, wagte ich einzuwenden.

Lachend zerteilte er Kohl und Kartoffeln mit der Gabel, stampfte und rührte darin herum, bis er einen homogenen Brei auf dem Teller hatte, der offenbar den Unterweisungen des Heiligen Franz von Assisi entsprach. Genüßlich kostete er davon, dann legte er die Gabel beiseite.

»Wenn dir ein höheres Tier begegnet, nimmt es dich zur Kenntnis. Es wird entweder vor dir fliehen, dir um die Beine streichen oder dich auffressen, je nachdem, ob es ein Reh, eine Katze oder ein Grizzly ist. Kein Käfer aber ist fähig, in irgendeiner Form Kontakt zu dir aufzunehmen. Setzt du ihm deinen Finger in den Weg, bedeutet der ihm nichts weiter als jedes andere Hindernis: wie ein Stein oder ein Stück Holz.«

»Das sagst du als Franziskaner?«

»Wieso nicht?«

»Ich dachte, ihr hättet eine besondere Achtung vor den Tieren.«

»Freilich.«

»Der Käfer ist aber doch auf deiner Spirale ein niederes Wesen.«

»Wir verschließen die Augen nicht vor den Unterschieden. Das bedeutet aber nicht, daß wir ein Tier mit geringerem Bewußtsein geringer achten.«

»Du glaubst also«, sagte ich und nahm etwas Kohl und Kartoffeln, »daß über uns, neben uns, und in uns eine Fabelwelt existiert voller Feen, Götter und Schutzengel. Nichts und niemanden aus dieser Welt erfahren wir unmittelbar, aber unser vermeintlich freier Wille unterscheidet sich eigentlich nicht von dem eines Mistkäfers.«

Ein Bräutigam in einem Ringelpullover schob eine Platte mit Krustenbraten herüber, Pater Frowin bedankte sich mit einem Nicken, reichte sie an mich weiter, nahm die Gabel und vertiefte sich mit einer Entschlossenheit in den franziskanischen Brei, die keinerlei Zweifel daran ließ, daß ich für eine Weile keine Antwort zu erwarten hatte.

Ich nahm ein Stück Braten und begann zu essen. Was also Frowins Finger für den Käfer war, war für mich womöglich der rote Wagen gewesen, der mich am vergangenen Freitag vor dem Stadttheater am Fortkommen gehindert hatte. Eine höhere Instanz hatte in mein Leben eingegriffen, und ich blindes, borniertes, irgendwo auf einer mittleren Ebene der universellen Bewußtseinsspirale feststeckendes Wesen glaubte tatsächlich an einen Zufall, an Mißgeschick, Unaufmerksamkeit oder dergleichen.

Wieweit, überlegte ich, reicht auf dieser merkwürdigen Spirale denn der Bereich, in dem man noch einen freien Willen hat? Ein Käfer folgt nur seinen Instinkten, er wird von der Sonne und gewissen Gerüchen gesteuert, ein Reh entscheidet vielleicht noch, in welche Richtung es entflieht, der Grizzly, ob er Appetit haben könnte auf einen dieser vorlauten Zweibeiner, und der Mensch, der sich unzweifelhaft dadurch über die untere Etage der Spirale erhebt, daß er in der Lage ist, über sich und sein Schicksal nachzudenken, er nutzt seine Phantasie womöglich nur dazu, sich eine Freiheit einzubilden, die auf den höheren Etagen milde belächelt wird.

Und das Glück? Es benötigt als wichtige Zutat eine gehörige Portion Freiheit, wenigstens das Gefühl von Freiheit, aber in meinem Leben hatte sich alles, was mir wichtig war, was mich ausmachte, aus einer seltsam milden Entschiedenheit entwickelt. Meine Seele war nach wie vor tief auf dem Lande verwurzelt, ob ich nun zwischendrin der verrückten Idee aufsaß, ein abenteuerliches Leben zu beginnen oder nicht. Manchmal dachte ich, ich hatte überhaupt nichts anderes werden können als Lehrer: ein Segler auf virtuellen Gewässern am Rande der wirklichen Welt. Sein wollen indes hatte ich eigentlich immer schon nichts anderes als ein monastischer Bauer oder ein landwirtschaftlicher Mönch, und was ich erreicht hatte, war eine halbherzige Mischexistenz, die ich in meinem Refugium auf der Rückseite des Bobergs unbemerkt lebte. Die Abgeschlossenheit ersetzte mir die Klausur, der kleine Garten die Landwirtschaft.

Ich wünschte mir damals weiß Gott manches anders. Keinen zerbeulten Mercedes, eine geringere Gefräßigkeit des Schuldienstes und natürlich eine Partnerin, die so aufregend sein durfte wie diese Frau, die mir in die Seite gefahren war, andererseits unbedingt und auf jeden Fall so anspruchslos, so sehr suchend und fragend, wie ich mir selbst vorkam. Aber insgesamt, dachte ich und schob das restliche Stück Krustenbraten beiseite, der nach allem möglichen, aber gewiß nicht nach Fleisch schmeckte, insgesamt war ich doch eigentlich zufrieden mit meinem Leben und spürte, das Glück ist nicht wirklich das Hochgefühl, für das in der Öffentlichkeit Werbung gemacht wird wie für den Besitz eines mattglänzenden Automobils, eines unwiderstehlichen Duftes oder eines fettarmen Butterersatzes. Meiner Zufriedenheit indes, das war mir ebenso klar, wohnte eine so unbestimmte wie lebhaftige Sehnsucht inne.

»Nur der Mensch«, hörte ich Frowin sagen. Es klang irgendwie kategorisch.

»Was?«

»Nur der Mensch besitzt einen freien Willen. Er allein ist fähig, seine Möglichkeiten zu erkennen. Und seine Grenzen. Sich zu entscheiden zwischen Gottesfurcht und Sünde.«

»Und die Wesen über ihm?«

Mit der Gabel zog er seitlich über den Teller und säuberte ihn von den letzten Molekülen seines Franziskanerbreis. »Die auch. Aber die haben die Paradiesfrage längst hinter sich.«

»Wie das?«

»Sie haben sich entschieden.«

»Für das Gute.«

Er schob sich die Gabel mit den Breiresten in den Mund und nickte. Unversehens spürte ich den Anflug eines heiligen Zorns in mir aufsteigen, legte das Besteck mit der Gebärde kosmischer Endgültigkeit auf den Teller und stieß ihn ein kleines Stück von mir fort.

»Du denkst dir natürlich eine moralische Hierarchie«, sagte ich. Meine Stimme hatte eine streitsüchtige Färbung angenommen. »Wieso sollten in der oberen Etage dieser Spirale nicht ein paar bewußtseinsstarke

Halunken existieren? Und wenn, was ich freilich sowieso nicht anders erwarte, an der Spitze dein Herrgott waltet und richtet, wo hockt dann der Teufel? Denn keiner kann ihm nachsagen, daß er nicht mit einem exzellenten Bewußtsein ausgestattet wäre.«

»Interessanter Gedanke«, sagte er und nickte noch immer. Dann legte er die Gabel beiseite, streckte sich und schaute aus dem Fenster, als wäre dort draußen irgend die Antwort zu finden auf die Frage, die er jetzt stellte: »Ich dachte Du würdest um diese Zeit über eines der sieben Meere kreuzen.«

»Ist mir was dazwischengekommen...«

»Etwa dein freier Wille?«

»Weiß Gott nicht.«

Gewiß hätte ich mir in diesem Augenblick nichts lieber gewünscht, als unter der gnädigen Frühlingssonne über den Dümmer zu kreuzen, im Heck meines Seglers zu sitzen, mit der Hand an der Pinne, im Kopf nichts als das sanfte Knattern des Segels und gelegentlich ein Möwenschrei. Ebenso gewiß besaß ich einen guten Grund, dieses Wochenende zu Hause geblieben zu sein, und daß ich jetzt unter Brautleuten bei einem lauwarmen Klosteressen saß, an der Seite eines lächelnd auf eine Erklärung wartenden Franziskaners, rechnete ich derselben Entscheidungsschwäche zu, die bislang und wohl für alle Zeit verhindert hatte, meinen Traum von der Passage über den Atlantik zu verwirklichen. Denn ich war über das Ijsselmeer nicht hinausgekommen.

»Es ist noch komplizierter«, sagte er und stellte unsere Teller zusammen.

»Was?«

»Das Bild von der Spirale. Das menschliche Vorstellungsvermögen erlaubt uns kaum mehr als die bekannte Metapher von einem kegelförmigen Berg, um den herum aufsteigend ein Pfad führt. Und wer ihn geht, kommt nicht nur ganz nach oben, er durchzieht auf seinem Weg die verschiedenen Stadien der sozialen Anerkennung, des Besitztums, des Ausblicks oder sonstiger symbolischer Größen.«

Ich nickte. Die Mädchen kamen mit dem Wagen und holten das Geschirr. Frowins Blick folgte ihren Bewegungen für eine Weile. Was, dachte ich, geht eigentlich in seinem Kopf wirklich vor?

»Das ist«, sagte er dann, »ein ausgesprochen schlichtes Modell. Die Wahrheit ist fraglos unbegreiflich komplexer, wenigstens für das Erkenntnisvermögen unserer Spezies. Dieses kosmische Bewußtsein ist nichts anderes als die Summe allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Denkens und Fühlens, also vermutlich genau das, was wir Gott nennen. Es wird nur ungleich komplizierter sein als das schlichte Weltbild, das wir zwischen unseren Ohren spazieren führen. Es ist irgendwas wie eine einhundertvierundvierzig Mal gedrehte, geknickte und in sich verschlungene Helix aus Raum, Zeit und siebenundzwanzig weiteren Dimensionen.«

»Und wo sind wir da?«

»Ich vermute tatsächlich, daß wir zu den niederen Arten gehören. Auch wenn wir uns auf einem vollkommen unbedeutenden Planeten zum Oberaffen entwickelt haben.«

»Aber nach unserem Tod...?«

»Da sind wir bei Gott.«

»Oder des Teufels.«

»Auf jeden Fall kehren wir zurück, kommen wir heim, werden wieder Teil des kosmischen Ganzen. Jesus Christus hat es uns vorgemacht. Und hat davon gesprochen.«

»Der versprochene Himmel ist also eine höhere Bewußtseinssebene.«

»Gewissermaßen.«

Eine Frau mittleren Alters in grauen Küchenkleidern schob einen weiteren Wagen in den Speisesaal und verteilte Vanillepudding. Wahrscheinlich war sie die Küchenchefin. Als sie uns die Schälchen reichte, nickte sie dem Pater mit einem kaum wahrnehmbaren Lächeln zu, keineswegs im Verborgenen, aber doch irgend vertraut, und ich fragte mich, wie es eine Heilslehre verbieten kann, daß ein intelligenter, humorvoller und liebenswürdiger Mensch wie mein Freund Frowin mit solch einer Frau zusammenlebt, die wahrscheinlich irgendwo im Dorf verheiratet ist und vier putzmuntere Kinder besitzt. Sie war vielleicht ein wenig korpulent, wie man sich eine Köchin oder Fleischerin vorstellt, entsprach nicht eben den neuzeitlichen Gesetzen der vornehmen Hungerkunst, aber alles war am rechten Platz und gerade kräftig genug für ein Paar Basketballerhände, vor allem aber leuchteten aus ihren Augen eine Lebensfröhlichkeit und ein Menschenverstand, die sich wahrscheinlich sehr natürlich und unbestechlich mit des Gottesmannes metaphysischem Intellekt vereinigen würden. Und mit einer Sehnsucht nach Zärtlichkeit und Intimität, die ich ihm zweifellos unterstellen durfte.

»Wenn wir also außerhalb des irdischen Daseins Teil eines universellen Bewußtseins sind, ist unsere Willensfreiheit dort größer oder kleiner als im irdischen Jammertal?«

Meine Frage war vermutlich nicht ernst gemeint. Eine Art Ablenkungsmanöver für mich selbst, da ich mich dabei ertappte, daß ich mit meinen Vermutungen über Pater Frowins Ambitionen bezüglich der Köchin mein eigenes Begehren auf den Freund projizierte.

»Zweifelsohne größer. Alles andere wäre wohl eine paradoxe Inversion von exorbitanter Lächerlichkeit.«

»Das Universum des Satans.«

Er lächelte, probierte schweigend den Pudding und schenkte der Küchenchefin, die schon zwei Tische weiter den Nachtschiff verteilte, einen flüchtigen Blick, in dem ich so etwas wie eine diffuse Wehmut lesen wollte, wie man sie empfinden mag, wenn man sich für einen Abschied entscheidet, der im Herzen schmerzt. Frowin indes ließ den Löffel im Pudding stecken und legte seine beiden Hände nebeneinander auf meinen Unterarm.

»Der Schriftsteller Julien Green hat in der Zeit, die ihm auf dieser Erde zugemessen war, und das war immerhin das vollständige zwanzigste Jahrhundert, eine stattliche Reihe von Romanen, ungezählte Briefe und ein monolithisches Tagebuch hinterlassen, und dennoch hat er sich hundert Jahre eigentlich mit nichts anderem beschäftigt als mit der Frage nach unserer metaphysischen Existenz. Und er sagt, ausgerechnet das, was er geschrieben hat, und er hat zeitlebens nichts anderes getan, ausgerechnet das sei von Anbeginn an in ihm gewesen. Und er habe es aufgeschrieben, wie man sich an etwas erinnert.«

»Er stellte es sich so vor«, wandte ich ein.

»Was?«

»Wenn er schrieb. Es war eine Haltung, die er einnahm. Als säße er mit einem Freund in einem Pariser Café und erzählte ihm aus der Erinnerung eine Geschichte.«

»Nein. So nicht.«

»Wie denn sonst?«

»So, wie er es sagt. Er schreibt, was er erinnert. Es ist eher so, als hätte der Freund ihm tags zuvor im Café eine Geschichte erzählt, die er nun notiert, beziehungsweise gestaltet.«

»Aber das geschieht doch alles lediglich in seinem Kopf.«

»Lediglich, allerdings.«

»Das soll doch nicht bedeuten, er schreibt eine Geschichte ohne freien Willen, kann ihr also keine beliebige Wendung geben?«

»Genau das meint er. Alles schreibt sich aus ihm. Ein Prozeß der Erinnerung.«

»Woran?«

Mit einem Lächeln, in dem so etwas wie eine kokette Ratlosigkeit eingeschrieben zu sein schien, hob er die Augenbrauen und die Schultern. Eine der Bräute hatte sich erhoben, schlug nun mit dem Löffel gegen ein Glas und bat um Ruhe für ein paar Worte, bevor sie auf Nimmerwiedersehen in alle Winde auseinanderflögen. Frowin machte mir ein Zeichen, und wir verließen den Speisesaal wie zwei Pennäler, die die letzte Stunde schwänzen.

»Gehen wir noch ein paar Schritte?« fragte er, als wir aus dem Haus traten, wartete eine Antwort nicht ab, brach unverzüglich Richtung Klostersgarten auf und war augenscheinlich damit beschäftigt, Bilder und Beispiele zu suchen für das, was er mir sagen wollte.

»Hast du noch Zeit?« fragte er unvermittelt, als ich zu ihm aufgeschlossen hatte. Er legte ein Tempo vor, als hätte man ihn für das letzte Sakrament an ein Sterbebett gerufen, war mit großen Schritten die Treppe hoch, die neben der Marienkapelle auf den Boberg führt, und erst auf der letzten Stufe, von der man in den Wald gelangt, hielt er inne, warf einen prüfenden Blick über das Klostergelände und hatte seine Frage offenkundig vergessen.

»Carlos Zafón«, fragte er, »sagt der Name dir etwas?«

»Ebenfalls ein Schriftsteller.«

»Richtig«, sagte er und legte seinen Arm auf meine Schulter, als hätte ich eben einen Test bestanden. »Genialer Kerl. Er sagt etwas Ähnliches. Sinngemäß in etwa, daß wir den Weg kennen, den wir gehen, daß alles, was wir als Intuition, Vorbestimmung oder dergleichen begreifen, ursprünglich nichts anderes ist als Erinnerung.«

Wo wäre da der Sinn, dachte ich, fühlte mich ratlos und brachte nicht mehr zustande als ein schwaches Lächeln. Mir schien, es gab da einen esoterischen Trend, etwas anderes als sich selbst für die eigenen Taten verantwortlich zu machen, aber ich schwieg.

»Rilke sagt dasselbe, aber es wäre eine Schande, wenn ich seine meisterlichen Worte mit meinen eigenen wiederzugeben versuchte. Ich werde dir das Zitat raussuchen, Clemens.«

»Scheint eine ausgeprägt schriftstellerische Attitüde zu sein.«

»Es ist Erfahrung.«

Welch ein akademischer Disput. Was bedeutete mir denn die Frage nach der Freiheit des Willens, wenn mir eine andere nicht aus dem lädierten Kopf wollte, nämlich, wieviel mir überhaupt vom Leben bleiben würde: vom organischen, weil ich die Rückkehr des Tumors befürchtete, vom beruflichen, weil ich der Schule schon längst innerlich gekündigt hatte, wie mir in diesem Augenblick in erschreckender Evidenz klar wurde, von dem privaten, weil ich die Beziehung nicht gefunden hatte, die ich mir wünschte, weil ich die Chancen für meine Talente verstreichen sah: die Zeichenkunst, das Reisen, eine wohlverstandene Freizügigkeit, die ich als Student hatte erwerben wollen und die ich niemals je gewonnen hatte.

»Gehen wir unsere Runde?« fragte er.

Ich nickte. »Kannst mich nach Hause bringen.«

Aus den faltenreichen Katakomben seines Habits zauberte er ein kleines, silbernes Etui, aus dem er mit seinen kräftigen Fingern einen schmalen Zigarillo herausoperierte, den er sich in den Mundwinkel schob. Seine Bewegungen waren vieltausendfach einstudiert, eine geschliffene Liturgie des Rauchens, deren Introitus er abschloß, indem er sich mit einem Streichholz Feuer gab.

»Ich hatte einen Unfall, Frowin. Vorgestern, nach der Schule.«

Er hatte eben den ersten Zug gemacht, nun stieß er den Rauch erschrocken aus, als wäre ihm eingefallen, daß er sich das Rauchen eigentlich seit Tagen abgewöhnt hatte.

»Es ist nichts passiert«, beruhigte ich ihn.

Das war, so dachte ich sofort, eine schlagfertige Floskel, die wohl weniger meinen Freund als mich selbst beruhigen sollte. Ich wußte natürlich genau, daß etwas geschehen war, was einen gelinden Blechschaden bei weitem überstieg. Dennoch wollte ich ihm von der Frau, die mir nicht nur in die Seite gefahren war, vorläufig nicht erzählen. Es ging mir weniger darum, meine konfusen Gefühle für mich zu behalten, eher um die schattenhafte Sorge, einen Zauber, der womöglich im Entstehen war, leichtfertig aufzulösen. Dabei war die bezaubernde Dame bis zu diesem Augenblick mit mir noch nicht in Kontakt getreten, und ich konnte nicht wirklich wissen, ob das je geschehen würde.

»An der Domsfreiheit, ein Stück hinter der Einmündung der Schwedenstraße, von da, wo das Stadttheater den Bühneneingang hat, kam sie gefahren. Es ist ein verkehrsberuhigter Bereich, ich war kaum schneller als ein beschaulicher Radfahrer, trotzdem war es in einer Sekunde geschehen...«

»Sie?«

»Eine charmante Frau in einem roten Kleinwagen.«

»Vielleicht eine Schauspielerin«, vermutete er, zog mit Bedacht an seinem Zigarillo und machte mir ein Zeichen auf unseren Weg hin. »Man hört, die sind gern impulsiv.«

Wir gingen eine Weile schweigend. Es war ein rechter Sommertag. Die Sonne funkelte durch die Wipfel der Bäume, ein freundlicher Wind strich über den Boberg und das Land breitete sich in selbstgefälliger Pracht vor uns aus, als wir aus dem Wald und auf die kleine Straße unterhalb meines Grundstücks traten.

»Aber dir ist nichts Ernstes geschehen?« fragte er und schnipste den Stummel seines Zigarillos in meisterlicher Präzision zwischen zwei Drähte eines Weidenzauns hindurch in eine alte Badewanne, die als Viehtränke dient.

Ich schüttelte den Kopf, als hätte er mich sonst etwas Banales gefragt, erklärte ihm den Ablauf des Zusammenstoßes genauer, zählte die Beschädigungen auf, die meinen Wagen betrafen, aber ich wußte es eigentlich besser. Geblieben war mir die konkrete Sorge um meinen Kopf und die unscharfe um mein Herz, welche die Frau im mitternachtsblauen Kleid dortselbst hinterlassen zu haben schien.

»Der Tumor will mir nicht aus dem Kopf«, sagte ich und merkte nicht, welch ein düsteres Wortspiel mir eingefallen war. Frowin lächelte dezent und beteuerte, ein Stoß von außen erzeuge kaum einmal eine Veränderung in der Physiologie des Körpers, außerdem sei das Ding ja erst vor sehr kurzer Zeit sehr radikal aus meinem Schädel entfernt worden. Er zog das Etui hervor, steckte sich abermals einen Zigarillo an und schaute mit mir in das sanfte Ohrbecker Tal. Ein Trecker schlich an der alten Trasse der Hüttenbahn lang, ein Schwarm schwarzer Vögel kam über die Kuppe des Hügels geflogen und ließ sich einvernehmlich in der Krone der großen Buche auf Nagelmanns Hof nieder.

In einer theatralischen Gebärde faßte ich mich an den Kopf, in dem ich noch die Drainage liegen wußte, unter einem Pflaster ein kleines Loch im Schädel, welches mich wiederkehrend bei dem Bedürfnis, mir die Haare zu waschen oder mich dort oben gedankenverloren zu kratzen, daran erinnerte, daß mein Inneres auf gewissermaßen bloßlegende Weise mit der äußeren Welt verbunden war.

»Meine Befürchtung ist eine andere«, sagte ich. »Nicht, daß ich wirklich glaube, durch den Aufprall würde der Tumor was für einen Impuls auch immer bekommen und plötzlich zu wuchern beginnen oder dergleichen. Was mich beunruhigt ist die Idee, er könnte so weit zurückgekehrt sein oder das, was er hinterlassen hat, könnte Ursache dafür sein, daß es überhaupt zu diesem Unfall gekommen ist. Vielleicht fehlt

mir ein Stück des Blickfeldes oder meine Reaktionen haben sich so schleichend verlangsamt, daß ich selbst nicht in der Lage bin, das wahrzunehmen.«

»Unwahrscheinlich.«

Frowin lehnte an einem Zaunpfahl, der Zigarillo zwischen seinen Fingern war mehr als zur Hälfte verglüht, der Trecker war irgend in der hügeligen Landschaft versunken, und über Nagelmanns Buche schwebte eine einzelne Krähe.

»Was?« fragte ich.

»Du kannst es vielleicht nicht ausschließen, aber ich glaube nicht, daß ein Tumor, der vor wenigen Wochen relativ klein herausgeschnitten wurde, heute so wirksam sein könnte. Du warst doch sehr vorsichtig, sehr langsam unterwegs und, wenn ich mir die Situation recht vorstelle, außerdem im Recht.«

»Wie das?«

»Du kamst von rechts, sie von links.«

»Ja, nein...«

Er schnipste den nächsten Stummel in die Weide, verfehlte die Badewanne allerdings um Längen, und entweder frustrierte ihn der Fehlschuß oder aber er hatte angesichts meiner Naivität seine sprichwörtliche Geduld verloren, jedenfalls fragte er gereizt: »Was jetzt?«

»Ich dachte«, sagte ich kleinlaut, »vielleicht könnten Metastasen...«

»Wie denn das? Sollte eine Metastase in der Leber oder der Milz oder sonstwo deine Fahrtüchtigkeit so beeinträchtigen...?«

»Wohl kaum.«

»Wer ist denn Schuld?«

»Eigentlich die Frau.«

Überflüssigerweise erklärte ich es mit ein paar Worten und zeichnete es mit dem Finger auf das Hirnholz des Zaunpfahls, wohl weniger, um Frowin zu überzeugen als mich selbst. All die Resignationen der Vergangenheit hatten sich in jener Zeit eminent verstärkt durch die Begegnung mit dem Tumor, durch eine vollkommen irrationale Furcht vor dem Alter, die mich in der Mitte meines Lebens infiziert hatte wie ein aggressiver Virus, der das Gefühl von Defiziten und Versäumnissen erzeugte. Die Zeit rannte mir ängstlich davon, und ich, so kam es mir vor, rannte hasenfüßig und blind hinterher.

»Willst du es medizinisch überprüfen lassen?«

»Nein, ich will möglichst wenig Medizinisches, aber am Mittwoch bin ich sowieso bei einer Nachuntersuchung, da werde ich den Unfall ansprechen.«

Er nickte und klopfte ungeduldig, wie mir schien, gegen den Zaunpfahl.

»Mit wem sprichst du eigentlich über solche Ängste?«

»Mit dir.«

»Und sonst?«

»Keine Ahnung. Vielleicht mit einer Kollegin...«

»Welcher?«

»Marietta, die Montagskollegin.«

»Sonst hast du niemanden?«

»Unseren Herrgott.«

»Schön. Aber den lass mal kurz beiseite...«

»Ja?«

»Ja.«

»Meinen Bruder könnte ich mal wieder anrufen«, sagte ich und fragte mich sogleich, wie mir nun ausgerechnet dieser Gedanke hatte kommen können. Immerhin hatte ich ihn ein paar Jahre nicht gesehen, nicht gesprochen.

»Der Architekt?«

»Ja, Conrad, lebt im Schwarzwald, mit einer richtigen Familie...«

»...und baut Schwarzwaldhäuser.«

»Genau.«

Eine tiefe Hoffnungslosigkeit, so kam es mir vor, zog wie schlechtes Wetter von Westen herein, und würde mich am Abend erreichen, wenn das unglückselige Wochenende sein Ende gefunden hatte, ein melancholischer Regen würde mir die ältesten Ängste freispülen und nichts hinterlassen als eine große, kalte Einsamkeit.

»Frowin?«

»Ja?«

»Vor Jahren habe ich von jemandem mit der Diagnose Krebs gelesen, der hat sein Leben liegen und stehen lassen und ist aufgebrochen, die Welt zu Fuß zu erkunden, so weit die Krankheit ihn gehen ließ. Wahrscheinlich ist er noch heute unterwegs. Aber wäre das bei Erfolg der Sinn des geretteten Lebens: vor dem Tod davonzuwandern?«

»Er ist vor dem Tod nicht weggelaufen, er ist ihm entgegengegangen.«

»Und wo bleibt dann der beschworene Rest des freien Willens?«

»Es hört sich widersprüchlich an, aber es ist die Freiheit, sein Schicksal anzunehmen.«

Für mich hörte sich das nicht nur widersprüchlich an, es erschien mir de facto nichts als höchst widersprüchlich, ich spürte einen heiligen Zorn in mir aufsteigen, der sich erst so recht an dem Gedanken entzündete, daß ich keinerlei Recht besaß, zornig zu werden.

»Eben das gehört zu meinen Glaubenszweifeln«, sagte ich, und meine Stimme war derart schwach, daß er Zweifel an meinen Zweifeln hätte hegen können. Ich gab ihm einen Wink auf den kurzen Rest des Weges zu meinem Grundstück, wir gingen das Stück schweigend und blieben an der Zufahrt stehen.

»Was heißt denn Zweifel?« fragte er da. »Nichts definiert den Glauben genauer als der Zweifel. Oder hattest du gedacht, du könntest mit dem Jenseits einen Vertrag schließen wie mit einer Versicherung? Wenn der Glaube kein Mysterium wäre, bräuchte es keinen Glauben.«

»Ja«, gab ich matt zur Antwort. »Und du, Frowin? Hast du auch Zweifel?«

»Doch. Immer.«

Er urmarmte mich, klopfte mir auf die Schulter und ging den Weg zum Friedhof und in sein Kloster zurück.



Am Wochenende vor den Osterferien hatte ich mit einer Hand voll Gästen in meinen vierzigsten Geburtstag hingefeiert. Es war eine wunderschöne Frühlingsnacht gewesen, und als ich am frühen Morgen auf der Terrasse saß, mit der Kollegin Marietta an meiner Seite, die mir beim Aufräumen geholfen hatte und offenkundig nicht Willens war, sich so bald zu verabschieden, als sich der erste Sonnenstrahl meines Ehrentages auf die Wipfel des Hügels legte, wurde mir mit schauerlicher Deutlichkeit klar, daß ich in dieser Nacht unwiderruflich in die zweite Hälfte meines Lebens getreten war, vor allem aber, und das gab mir wirklich zu denken, daß es eine peinliche Quintessenz dieser Feier war, daß ich im Grunde keine Freunde besaß. Oder nur sehr wenige. Oder eigentlich nur den einen, Pater Frowin, der die halbe Nacht mit einigen Flaschen Rotwein, dem Kollegen Ammermann und den dringendsten moraltheologischen Fragen und Antworten zugebracht und mit mir kaum ein Wort gewechselt hatte. Allein seine Anwesenheit hatte mir das diskrete Gefühl einer tiefverwurzelten Verbundenheit gegeben, eine Art Unverwundbarkeit der Seele, die ich mir trotz der Signale, die auszustrahlen sie in der Lage war, in der Gesellschaft meiner Kollegin niemals vorstellen konnte.

Mit Fug und Recht hätte ich sagen können, ich muß jetzt ins Bett, Marietta, wir sehen uns die Tage oder dergleichen, hätte ein Geburtstagsfrühstück in Mettingen vortäuschen sollen oder sonst eine mehr oder minder dringende Verabredung, aber eine sonderbare Spielart des Teufels führt mein Wort und läßt mich fragen, ob ich Kaffee machen soll. Lieber Tee, gibt die Kollegin dankbar lächelnd zur Antwort, reckt sich im Sessel und verschränkt die Arme hinter dem Kopf, so daß ihr Oberkörper, wie ich in unglaublicher Luzidität erkenne, eine Plastizität annimmt, die ich an ihm nie zuvor wahrgenommen habe. Das Bild der plötzlich aus ihrem Dornröschenschlaf erwachten und fast das schwarze Shirt sprengenden Brüste ist mir vermutlich in den Augen kleben geblieben, der viele Rotwein mag sein Nachtwerk getan haben und meine Gedanken sind ohnedies auf eigenen Pfaden unterwegs, jedenfalls stürze ich in meine Küche, ohne die Tür vorab zu öffnen, rutsche im Flur auf dem Läufer aus, oder eine Ecke beim Durchgang touchiert mich und wirft mich aus meiner Bahn, ich stürze glatt durch den Glasausschnitt der Küchentür, knalle gegen den Herd, lande unter einem fürchterlichen Getöse inmitten der Scherben auf dem Fußboden, und als ich mich aufrichte, denke ich, ich habe wohl die letzte Flasche Merlot mitgerissen, aber was da von meinem Kopf tropft, aus meinem Gesicht rinnt und was ich fassungslos in Händen halte, ist mein eigenes Blut.

Marietta versorgte die Schnittwunden und brachte mich ins Jakobus-Stift, wo mein Kopf nach allen Regeln der medizinischen Kunst durchleuchtet wurde. Der behandelnde Arzt, ein Doktor Schinkel, mochte in etwa mein Alter haben, und er war glücklicherweise ein Neurochirurg, demnach ein Spezialist für die Befindlichkeiten des menschlichen Schädels. Er gab mir seine kräftige Hand, ein Hüne, sportlich wie Pater Frowin, wahrscheinlich ein Segler wie ich, ausgesprochen menschenfreundlich auch am frühen Sonntagmorgen, wie mir schien, und als alle denkbaren Untersuchungen gemacht und ausgewertet waren, bat er mich, in seinem bescheidenen Arztzimmer Platz zu nehmen. Er drehte den Bildschirm seines Computers so, daß wir beide die Abbildungen betrachten konnten, die offenbar einen wie auch immer definierten Status aus meinem Inneren repräsentierten.

Doktor Schinkel hielt sich nicht auf, erklärte die Schnitte, die die zersprungene Scheibe hinterlassen hatte, für harmlos, meinen Allgemeinzustand für befriedigend, was als Urteil im Bewußtsein eines Arztes wahrscheinlich eine andere Bedeutung besitzt als in dem eines Lehrers, und als ich schon dachte, die Sache ist glimpflich überstanden, klopfte er mit der Spitze eines pharmazeutischen Kugelschreibers auf den Monitor und gratulierte mir.

Ich dachte, er hätte geistesgegenwärtig meinen Geburtstag aus meinen Daten destilliert und lächelte angesichts der an diesem Ort unerwarteten Aufmerksamkeit, aber er bezog sich auf das Ergebnis der Untersuchungen. Und ehe ich darüber nachdenken konnte, sprach er es aus, mit einer warmen Stimme, mitfühlend und in einer solch zugeneigten Haltung, daß ich glaubte, er zöge gleich ein Geburtstagsgeschenk aus der Tasche seines weißen Kittels.

Es gibt einen Tumor in ihrem Schädel, sagte er, ohne diese Botschaft etwa mitfühlend anzukündigen oder zugeneigt zu relativieren. Jenseits der Schnittwunden verspürte ich ein merkwürdiges Ziehen in meinem Kopf. Doktor Schinkel deutete auf eine kleine, weißgraue Provinz in der Landkarte, die er auf dem Bildschirm beliebig vergrößern, verschieben oder sonstwie verändern konnte. Mein Gehirn beschloß geistesgegenwärtig, sich gegen jegliche Verleumdung zu wehren, erklärte die Darstellungen für virtuell, erwog die Möglichkeit, es seien Abbildungen schlicht verwechselt worden, der Arzt sei wie tausend Kollegen einfach überarbeitet, übernächtigt, überfordert, dennoch fragte es, ob er mir zu dieser Nachricht hatte gratulieren wollen.

Er nickte vehement.

Gleichgültig, erklärte er, ob der Tumor den Sturz bewerkstelligt habe, was er freilich nicht glaube, da das Gewächs, wie er sich ausdrückte, noch keinen wesenhaften Druck erzeuge, ob es der Alkohol gewesen oder sonst eine Disposition nach einer durchfeierten Nacht, der Sturz sei auf jeden Fall ein Glück, denn ohne ihn hätte man den Auswuchs wohl erst sehr viel später und unter sehr viel ungünstigeren Umständen entdeckt.

Vermutlich war es ein Fehler, daß ich nicht unverzüglich jemanden in die Angelegenheit eingeweiht habe, zum Beispiel die Kollegin Marietta, die die ganze Zeit auf dem Flur beim Schwesternzimmer auf einem Stuhl gesessen hatte und mich jetzt mit großen, fragenden, wohl auch besorgten Augen anblickte. Mettinger Holzkopf, sagte ich laut und lachte, es ist nichts. Mag sein, ich habe mir gedacht, ich könnte solch eine Sache für mich behalten, ein diskretes Geschäft mit Doktor Schinkel abwickeln, der mir gleich für den nächsten Tag einen Termin mitgab, und als Marietta mich nach Hause gefahren hatte, ich mich bedankt und entschuldigt, nun sei ich reif, meine zweite Lebenshälfte im Bett zu beginnen, als sie sich bescheiden und mit dem Anflug einer zärtlichen Geste ihrer Hand auf meiner Wange verabschiedet hatte, wurde mir erst klar, was geschehen war.

Ich lag im Bett und konnte kein Auge zutun, denn da wuchs jede Sekunde ein Gewächs in meinem Schädel, breitete sich Zelle für Zelle aus, drückte auf mein Hirn und ließ mich in Glasscheiben stürzen oder künftig schönste Fehlleistungen erbringen. Neben der konkreten Furcht, mit vierzig Jahren allen Spaß und jegliche Perspektive hinter mir und jedwedes Zipperlein und eine biblische Einsamkeit vor mir zu haben, beanspruchte nun eine diffuse Angst ihren Raum, meinen Verstand, meine Persönlichkeit und am Ende wohl auch meine Furcht vor dem Alter von einem aggressiven, gefräßigen Auswuchs verspeisen lassen zu müssen. An diesem ruhelosen Sonntag wurde mir klar, daß man meinen Kopf öffnen und den Tumor entfernen würde. Ebenso klar war mir, daß mit einem solchen Eingriff nichts an sein Ende gekommen sein würde, denn was in meinem Schädel wucherte, waren nicht nur verrückt gewordene Zellen, es war ein neu entstandenes Bewußtsein der Endlichkeit, die Angst vor den Töchtern der Geschwulst, eine ins Kraut schießende Selbstwahrnehmung, unter der jede banale Befindlichkeit zu einer eigenen Metastase mutieren würde.

Am Montag betrat ich als Clemens Mühlenbrock das Klinikum, gab an der Rezeption mit meinen Personalien meine Persönlichkeit ab, war mit dem freundlichen Lächeln und einem Wink der Helferin auf einen jener Stühle, auf denen wir fraglos Platz nehmen und jegliche eigene Absicht aufgeben, als wohlfeiles Objekt in das medizinische System implementiert, wurde über eine unbegreifliche Zeit gemessen, befragt, getestet wie sonst ein technischer Mechanismus in der Endkontrolle, und am Nachmittag traf ich auf einem der nicht enden wollenden Wege wie zufällig auf Doktor Schinkel.

Wie ich es mir gedacht habe, sagte er nicht ohne Stolz, klar abgegrenzt, ein junger Alien wie aus dem Lehrbuch. Ist ein klassischer Fall, stellte er fest, und damit ein einfacher. Es waren noch diverse Untersuchungen vonnöten, der Rest Routine, wir verabredeten einen Tag im April, noch in den Osterferien, als Zeitpunkt für den Eingriff, ich sollte ohne Sorge sein, bis dahin werde sich nichts negativ entwickeln, er würde den Spielverderber aus meinem Hirn operieren als wäre es ein Kern aus dem Fruchtfleisch einer Pflaume, und ich dachte, das kann nicht das ganze Leben gewesen sein.



Am Ende war es beinahe harmlos.

Aus der Narkose erwacht, fühlte ich mich nicht anders als zuvor. Eine Drainage schaute aus meinem Schädel, eine Reihe medizinischer Apparate überprüfte permanent meinen Zustand, und Doktor Schinkel war zufrieden mit dem Ergebnis seiner Bemühungen. Nach vier Tagen wurde ich nach Hause entlassen, beinahe enttäuscht über den unspektakulären Verlauf und lediglich verpflichtet, zu Nachuntersuchungen und Tests im Jakobus-Stift zu erscheinen.

Der hilfreichen Kollegin habe ich noch in den Osterferien telefonisch von der Diagnose und dem erfolgreichen Eingriff Kenntnis gegeben, habe mich bei ihr für ihren Beistand bedankt und sie gebeten, die böse Geschichte, die man derweil getrost der Vergangenheit zurechnen dürfe, vertraulich zu behandeln und für sich zu behalten. Das hat sie, glaube ich, bis heute getan. Ich bin mir nur nicht so sicher, aus welchen Motiven.